

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



20. Jahrgang 1920.

Nr. 7.

Das Glasauge.

Von Friedrich Kipp.

(Nachdruck verboten.)

Mie hast du gemauert und geschimpft, Daniel Gurko, als dir der Miso Simba damals im Streit um die schwarzhäutige Schöne das Auge ausgeschlagen hatte! Wie schwurest du ihm ewige Rache, als dich dann dein weißer Herr zu dem „großen Zauberer“ aus Deutschland schickte, der dir ein Glasauge zwischen die Lider schob!

Dieses Glasauge hast du verwünscht. Es war so lästig und es gab auch nichts damit zu sehen.

Und doch hat's dein Leben gerettet, dieses Glasauge, Daniel Gurko!

Hören wir also die Geschichte von Daniel, dem pfiffigen Offiziersboy vom Ukereweese und seinem Glasauge.

Daß er sich als echter aufgeweckter Nigger gern ein Sümmchen verdiente, das stand fest — und nun war ihm die seltene Gelegenheit geboten, sehr viel Geld auf einmal in die Tasche seines von seinem Massa erbten und einstmals weiß gewesenen Jacketts gleiten zu lassen.

Daniel war seit seiner Kindheit bei den Deutschen gewesen und hatte sich daher allerhand gute Eigenschaften angewöhnt, so daß weit und breit in ganz Deutsch-Ostafrika kein gerissener Nigger umherlief als er. Wenn er auch von Natur ein wenig faul und träge war, so mußte er doch dann, wenn es etwas zu verdienen gab, seine Glieder in Bewegung zu setzen. Und diese schöne Gelegenheit bot sich ihm nun.

Der Krieg war nämlich ausgebrochen und die Engländer hatten einen Einfall ins Land gemacht. Nun war ein kleiner Trupp Weißer von der Hauptmacht der Deutschen abgeschnitten. Diese wußten noch nichts vom Kriege, da sie sich zur Zeit des Kriegsansbruches auf einer Expedition im Innern befanden. Es galt nun, diesen Leuten einen Boten zu senden, damit sie nicht ahnungslos den Engländern in die Hände liefen. Hierzu wurde Daniel auserkoren, der sich für eine gute Extravergütung dazu erbot. Er eignete sich ja auch ganz besonders für diesen Auftrag, da er in der Gegend gut bekannt und mit den meisten der dort wohnenden Negerstämme befreundet war. Es würde ihm auch nicht schwer fallen, an den englischen Stellungen vorbeizukommen, meinte er. Er nahm zur Vorsicht sein Reservoerauge zu sich, versteckte den Brief des Offiziers in seinem dichten Wollhaar und machte sich auf den Weg.

Es erging Daniel aber sehr schlecht.

Eine Horde schwarzer englischer Kolonialtruppen erwischte ihn, ließ ihn aber zunächst unbehelligt, da er ihnen vorlag, großbritannischer Unterthan zu sein. Er wollte daher schon seinen Weg ziehen, als er gerade dem einäugigen schwarzen Unteroffizier entgegen lief, den die Deutschen vor kurzem gefangen hatten, der ihnen aber wieder bald darauf entwischt war.

„Das ist ja der Daniel von den Deutschen! Laßt ihn nicht laufen“, brüllte er. „Hab ich dich doch neulich im deutschen Lager, als man mich überrumpelt hatte, gesehen, du Spitzbube! Gehörst natürlich zu ihnen!“

Daniel schwur und beteuerte, daß er so unschuldig wie ein neugeborenes Ziegenlammchen sei. Es half ihm aber nichts, er wurde untersucht und dann in einen tiefen Graben geworfen.

Den Brief hatte man aber nicht gefunden.

Jetzt saß Daniel in dem schmutzigen Loch und es gab kein Entrinnen. — Er grubelte und sann und dachte an sein Schicksal. — Morgen würde man ihn aufknüpfen, das stand fest. Die Schwarzen kannten keine Gnade. — Da bekam er plötzlich eine Erleuchtung.

Leise kicherte er in sich hinein und entfernte dabei das Glasauge aus der Augenhöhle. Dann streifte er es vorsichtig in die Tasche und rief: „Massa Unteroffizier, guter Massa!“

„Schweig, Hund“, ertönte es von oben zur Antwort.

Guter Massa, darf ich mir ein neues Auge zaubern? — Kläglich drangen seine Worte nach oben, wo sie nur zu deutlich vernommen wurden. „Du hast mir doch das eine ausgestoßen, als du mich in den Graben warfst und ich möchte nicht einäugig erhängt werden, denn die armen Seelen, die bei Lebzeiten nur ein Auge gehabt haben, holt der böse Geist und davor bangt mir.“

Das würde ziehen, sagte er sich; die Kerle sind ja so sehr abergläubisch.

Es dauerte denn auch keine zwei Minuten, da hatten sie ihn aus dem Graben gezogen. — Man besah ihn von allen Seiten. — Richtig, das Auge war fort. —

„Massa Unteroffizier, gewähre mir die Gnade, daß ich mir wieder ein Auge verschaffen kann!“

„Das geht doch nicht, dummes Kerl“, knurrte der Gewaltige, „sonst lese ich schon längst nicht mehr mit einem Auge herum.“

„Doch, doch, Massa, es geht. Du weißt noch nichts von dem großen Zauberer, der neue Zähne, Nasen und Augen zaubern kann. Drüben in Bagamojo hat er seine Zelte aufgeschlagen und die armen Neger kommen zu ihm, um sich heilen zu lassen.“

Glehend hob er dabei seine Arme zu dem Gewaltigen empor und sagte mit ehrlichem Augenaufschlag und zitternder Stimme: „Ich habe es dem weißem Zauberer ja abgelaußt, wie er seine Sprüche murmelt und die Sterne beschwört, so daß sie ihm gehorchen müssen.“

„Du lägst, Schurke“, knurrte der schwarze Unteroffizier und sah mit seinem einen Auge den im Grafe lauernden Daniel misstrauisch an.

„Bei dem Angedenken an meinen Großvater, den großen Häuptling, ich spreche die Wahrheit“, entgegnete

dieser in betauerndem Tone. „Ich will es dir beweisen und auch dir, o Massa, ein neues Auge zaubern.“

„Das könntest du, Hund?“ fuhr der Schwarze da auf.
„Gut, ich gebe dir Zeit, um deinen Hauber auszuführen,
aber wehe dir, wenn du mich getäuscht hast!“

„Du wirst mir dankbar sein, Mafsa“, erwiderte Daniel, dabei mit freudiger Gebärde aufspringend, aber ihr müßt tun, wie ich es sage.“ —

Das versprach ihm der Anführer, noch immer dabei, den Kleinen schauf ins Auge fassend. —

Dieser begann nun mit seiner Prozedur.

Alle mußten um das Lagerfeuer herumläufen und auf das Kommando Daniels die Häupter zur Erde neigen.

Daniel murmelte einige unverständliche Worte und steckte dabei schnell das Glasanae zwischen die Lider.

Dann rief er: „Erhebt euch und bezeugt mein Wunder!“

Die Schwarzen und ganz besonders ihr Unteroffizier waren so erschauet, daß sie nichts sagen konnten. Selbst die Wachtposten waren herbeigeeilten und zitterten vor Erregung und Ehrfurcht. —

„Und nun, Massa“, rief Daniel mit lauter Stimme befohmst auch du ein neues Auge, aber versprich zuerst, daß du mir den schmachvollen Tod des Erhängens ersparst und mich durch deine Leute erschleichen läßt.“

Das versprach ihm der Unteroffizier natürlich sofort.

Wieder begann nun die gleiche Prozedur und als Daniel zum Aufrichten befahl, da lag ein wunderschönes Knecht vor ihm.

"Siehe, Alassa Unteroffizier, du bist ein schlimmer Sünder und der große Geist widerspricht, dir zu helfen; das Auge ist da, es will aber nicht in deinen Kopf. Es muß ein größerer Zauber aemacht werden."

Der Unteroffizier bebt vor Aufregung und Begierde, als er das Auge im Schein der Flammen liegen sah. —

„Mache ihn, Daniel, mache ihn, deinen Sauber!“

Dieser wandte sich wieder dem Lagerfeuer zu und sagte: „Neigt das Gesicht abermals zur Erde und sprich das Gebet zum großen Geiste, wie ihr es am Abend gewohnt seid: in dieser Zeit werde ich dort am Bache die Sterne beschwören, bis das große Wunder geschehen wird.“

Alle neigten sich zur Erde.

Und da geschah das große Wunder. —

Daniel lief zum Bach, wo die Pferde standen, bestieg den Gaul des Unteroffiziers und überbrachte der kleinen Schar Deutscher die Botschaft des Offiziers:

Geld und Gold im türkischen Sprichwort.

Don Otto Koithammer, Konstantinopel

(Zachdruck verboten.)

Das Sprichwort spiegelt die Denk- und Empfindungsweise eines Volkes wider. Weisheit und Nartheit schlagen sich darin nieder. Das Sprichwort ist nicht das Ergebnis eines Denkvorganges. Immer trägt es den Charakter der impulsiven Anekdote, der spontanen Einladung der Seele. Es erscheint als das Ergebnis einer Erfahrungstatsache. Erfahrung aber ist etwas Relatives. Das Weltbild, das sich im Sprichwort spiegelt, erhält seine farbige Kraft durch die Tiefe und Stärke des Empfindens. Was einer erfährt, ist das Unwesentliche, wie er es erfährt, wie er's mit sich abmacht, bestimmt sein Weltbild. Der eine schmilzt üble Erfahrungen im Feuer seiner Seele zu Gold um, der andere schleppi sie wie Bleigewichte an den Füßen und zieht auch aus guten Erfahrungen keinen Gewinn. In diesem Sinne ist das Sprichwort ein unvergleichlicher Seelenstempel für die Völker.

Das sprachliche Gewand des türkischen Sprichworts unterscheidet sich nicht von dem anderer Völker. Es liebt die schlagende Kürze. Es macht die Wahrheiten anschaulich durch Bilder und Vergleiche aus bekannten Erfahrungskreisen. Es verwendet Schmiedellaute des Reims. Es erhöht die Leuchtkraft des Wortes durch das Wortspiel. Gegenjag und Ubertreibung sind ihm Träger der sprachlichen Kraft und Schmuck zugleich. Die türkische Umschrift läßt davon einiges nachprüfen. Die Uebersetzung gibt vieles im vollen sprachlichen Wert wieder; denn unsere deutsche Sprache vereint Schmiedsamkeit und Biegsamkeit mit Reichtum und Quellfrische. Aber jede Sprache hat ihre unüberlehbaren Eigenheiten. Deutsche Sprichwörter wie diese: „Kündlich — süttich; ein Mann — ein Wort“ erfordern, in fremde Sprachen überlegt, einen viel größeren Wortaufwand und verlieren damit das Wesentliche ihrer Form, den klingenden Hammer Schlag. In diesem Sinne bleibt natürlich bei jeder Uebersetzung etwas zu wünschen übrig.

Zu allen Zeiten haben Geld und Gold einen großen Einfluß auf das menschliche Gemüth gehabt. Wie hat sich die türkische Seele damit abgefunden? Wie empfand und beurtheilte sie die Wirkungen jener allmächtigen Herren der Welt? Was verrät darüber das türkische Sprichwort?

Die türkische Volkswirtschaft ergeht sich in mancherlei Ausprüchen über den Gelderwerb und jetzt den Weg zu dem klingenden Gläd. Unserm deutschen „Morgensunde hat Gold im Munde“ entspricht der schlechte Hinweis

Essen ojanan bachtly dyr; Wer früh anfrüht, ist erfolgreich. — Daß der Sparsame dem Verschwender gegenüber im Vorteil ist, wird öfter ausgesprochen. Wer den Tafelfreuden allzu üppig kushdiat, wird also gewarnt: „Durch maßige wächst es nicht, durch den Zahn wächst es.“ Das klingt auf türkisch so: „İchden artmas, dişchen artar.“ Wohlbegründet ist diese Warnung; denn in normalen Zeiten sind die Mahlzeiten des Türken überreich und entbehren jeden Maßes. Das, was man gewinnt, wird in vollen Schüsseln angelegt. Hohe Beträge nehmen ihren Weg zwischen den Zähnen über die Zunge hinweg. Ein angemessenes Zurückhalten gilt als Knauserei. Wohl richtet die türkische Sprücheweisheit den Schlemmer schonungslos: „Dem Narren ist jeder Tag Bairam (Festtag)“, und sie kennt auch das „Spare in der Zeit, so hast du in der Not“, indem sie sagt: „Das weiße Geld (Silbergeld) ist für die schwarzen Tage.“ (Ak atışke lara gün itişin dir.) Aber in einer weiten Gesellschaftsschicht, die Völker umgriffen, die in der Türkei Heimatrecht erworben haben, ist das Zurückhalten nach deutschen Begriffen unbekannt und wird mit Geringschätzung behandelt.

Vielleicht das türkische Sprichwort von der Macht des Geldes zu künden. „Vermögen ist höher als Leben“, beteuert es naiv. Des Reichthums Vortheil vor dem Armen wird in folgendem Bilde geschildert: „Der Reiche lenkt seinen Wagen über die Berge, der Arme verirrt sich auf ebenem Felde.“ Die Deutung ist nicht schwer: Der Reiche kommt trotz zahlreicher und schwerer Hindernisse leichter fort als der Arme, der seine Hindernisse zu überwinden hat.

Die Sprichweisheit des Orients weist auch darauf hin, daß Geld und Gold das Urtheil der Welt über einen Menschen trüben. Gold hat eine Art alkoholischer Wirkung. Es setzt in den Zustand einer gewissen Urtheils-Euphorie, eines lustbetonten Zustandes, in dem wohlwollende Urtheile gefällt werden. „Hast du Geld, bist du klug; hast du keins, bist du ein Narr.“ Nicht nur das Urtheil der Menschen, auch ihre Handlungen werden durch das Geld bestimmt. „Hast du Geld, dient dir alle Welt; hast du keins, ist die Gasse dein Weg.“ Der Glanz des Goldes dringt selbst durch die Augenbinde der richtenden Justitia. „Fällt ein Reicher, heißt's ein Unfall; fällt ein Armer, heißt's er ist betrunken.“ Einen Blick in das türkische Rechtsleben vergangener Zeiten öffnet das Wort: „Das Feuer erprobt das Gold, das Gold den Richter.“ Noch heute ist's so, daß in der Türkei keine Straße

gemächlicher wandeln kann, der die Hand am Beutel hat. „Mit dem Bakisch (Trinkgeld) in der Hand, kommt man durch das ganze Land“, könnte man unser deutsches Sprichwort umprägen. In der vorhamidischen Zeit aber wurde das „Bakisch“, das Riesenbakisch in der Form von Kefe, Schweige-, Beruhigungsgeldern selbst von den höchsten Staatsbeamten ohne Verlegenheit angenommen. Beim Fall von Kut-el-Amara versuchten es die Engländer noch nach dem alten System, als sie freien Abzug durch Millionen von Pfund erkaufen wollten. Sie fanden ein neues Geschlecht.

Das Gold beseitigt Widerstände aller Art, schafft freie Bahn, öffnet die Türen oder schließt sie, macht Schweigen oder reden, je nach den Gelüsten und Zwangslagen des Sponsors. „Sei es Mönch, sei es Derwisch, mit Geld kommt jedes Ding zum Schluß.“ Der ärmste Schlunder, das will es bedeuten, erreicht sein Ziel, wenn er nur Geld hat. Mit verständnisvollem Augenzwinkern flüstert's: „Gold ist eine gelbe Erde und hat keine Fänge, doch wo das Gold die Schweigen hilft, da werden alle Zungen still.“ Das Gold wirkt wie jene chemischen Agenzien, die zähe Metalle leichter zum Fließen bringen: es legt den Schmelzpunkt der menschlichen Seele herab. So geht's von Mund zu Mund: „Das Gold schmilt den Menschen, der Mensch dann das Gold“ —, um sich köstliche Geschmeide daraus schmieden zu lassen, muß man sich im stillen ergänzen.

Auch von dem verhängnisvollen Einfluß des Goldes auf den Charakter des Menschen, der im Geiz zum Ausdruck kommt, geben einzelne türkische Sprichwörter Zeugnis. So lautet die Anklage: „Bevor dem Reichen der Tag Almosen zu spenden kommt, entflieht die Seele des Armen.“ Eine feine Beobachtung enthüllt das Wort: „Alle Geschäfte des Geizigen endigen mit Bank.“ Edelmüt ist es nicht, aber schlimmer Eigennüt, der aus den folgenden Worten spricht:

„Der dem Bruder den Bruder geschaffen,
hatte ihren Geldbeutel gesondert gemacht.“

Wie anderwärts haben auch die türkischen Kinder die Gepflogenheit, Geldstücke in einer Sparsbüchse zu sammeln.

Die bedienen sich dazu einer „Kumbara“, eines bauchigen Gefäßes aus rotem Ton, das keine andere Öffnung hat als den Schlitz für den Geldeinwurf und nur entleert werden kann, indem man es zerschlägt. Diese Sitte gab Veranlassung zu einer sprichwörtlichen Redensart, die häufig als Verwünschung gebraucht wird. „Möge er bersten wie ein Spatopf!“ antwortete gereizt der eine dem andern, der mit gewichtiger Miene von dem Reichtum und Einfluß eines dritten spricht. Dieses Wort, auf türkisch „Kumbara“ osmanisch *tscherde patelafin*, wird aber auch auf den reichen Geizhals angewendet, der sein Lebensglück im Schatz sammeln findet. Dann ist die Deutung wohl diese: „Ist einer ein Spatopf, so bricht er inwendig“, so nimmt er Schaden an seiner Seele.

Leider ist das Geld und ihm wohnt die verhängnisvolle Neiguna inne, davon zu rollen. Das fühlen besonders die arme Semittischen, die ihren Geizpennig vorsichtig einheben müssen. „Sageli para tes tüklenir“, sagt der Türke im Hinblick auf sie, „gezähltes Geld schwindet schnell“. Aber er kennt auch jenen andern Narren des Glücks, den Lebemann und Bruder Eiederlich, dessen unruhliches Geschick wir Deutsche wie die Türken in vier Worte fassen: „Haidan gelen hula gider“, „Heidi gewonnen — im Hui verloren“. Die stehende deutsche Fassung ist jedermann bekannt. Auf diesen Genussjäger stimmt auch der humorvolle Zweizeiler:

Wein und Braten — ah, ah!
Addieren und quittieren — oh, oh!“

Schließlich aber macht Mors Imperator einen Strich durch jede Rechnung. Seine knöcherne Hand greift auch durch den goldenen Harnisch, und den Ruhm eines Menschen künden nicht seine Schätze, sondern seine Werke. Beschwichtigend legt alte türkische Weisheit die Hand auf die Schulter des Mismütigen, vom Mangel Heimgefluchten und raunet ihm zu:

Der Strom geht — sein Sand bleibt;
Das Geld geht — sein Beutel bleibt;
Der Mensch geht — sein Name bleibt.“

Die Pressefreiheit vor 100 Jahren.

Von Josef Frank.

(Nachdruck verboten.)

Das heldenhafte Volk, das aus den Befreiungskriegen heimkehrte, hoffte, daß die Versprechungen, die man ihm auf ein freierwilligeres Bürgerleben, auf eine freierwillige Verfassung gemacht hatte, auch eingelöst würden. Sie wurden eingelöst, zwar etwas zögernd und langsam, aber dafür in einer Weise, daß von einem freierwilligen Geist nicht viel zu spüren war. So ging es auch mit der Pressefreiheit, die einer der Hauptpunkte des freierwilligen Programmes gewesen war. Gleich nach den Napoleonischen Kriegen ließ man zwar der Presse eine größere Freiheit des Wortes, so daß viele neue Blätter, ermutigt durch diese vielversprechenden Anfänge einer neuen Zeit emporstiegen, aber gar bald ward diese Freiheit mehr und mehr eingeengt, bis Metternichs berüchtigtes Werk, die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819, den letzten Rest, der von Pressefreiheit geblieben war, radikal vernichtete.

Unmittelbar nach den Befreiungskriegen war ja auch bei den Regierungen der Wille vorhanden gewesen, der Presse eine größere Bewegungsfreiheit zu gestatten. So hatte der Staatskanzler Fürst Hardenberg eine Revision der Presseverhältnisse in liberalem Sinne beabsichtigt. Auch vom Bundestag in Frankfurt erging an die Bundesstaaten die Aufforderung, Vorschläge für ein Pressegesetz einzureichen. Aber unter dem wachsenden Einfluß Metternichs wurde auch das Verhalten der Bundesregierung der Presse gegenüber ein immer unfreundlicheres. So galt bald die Begeisterung für die großdeutsche Frage, die Forderung nach einem einigen Deutschland als etwas

beinahe Hochverräterisches. Diesem Kampf der Einzelstaaten gegen die Reichsidee ist auch der Patriot Görres und sein „Rheinischer Merkur“ zum Opfer gefallen und viele andere patriotische Blätter. Staatskanzler Hardenberg, der in ein immer reaktionärer Fahrwasser geriet, hielt auch die Berliner Presse — es erschienen damals nur die zwei Blätter die „Spenerische“ und die Vossische Zeitung — sehr im Zaum. So wurde z. B. ein Sonett des Freiheitskämpfers Friedrich Förster, „Blücher bei der Nachricht von der Heimkehr Napoleons von Elba“, das in der Vossischen Zeitung erscheinen sollte, einfach vom Zensur gestrichen, weil darin die Verse vorkamen:

„Da werden nun die Herren in Wien geschmeidig,
Ihr stumpfer Federwisch tangt nicht zum Fegen,
Sie sehen bang sich um nach einem Degen.“

Förster wandte sich mit der Bitte um Vermittlung an Blücher selbst. Der alte Marschall erwiderte ihm: „Aee, mit die Zensuren mag ich mir nicht befassen, über die hat der Teufel Gewalt, nicht aber ich. Paden Sie man ihre Schriften ein und nehmen Sie sie mit nach Paris, da habe ich zu befehlen, hier nicht.“ In der Tat ist das Sonett dann auch in Paris gedruckt worden in der „Teutschen Feldzeitung“. Blücher hatte überhaupt eine viel liberalere Gesinnung gegen die Presse als die preussische Regierung. So meinte er einmal an einer prinziplichen Tafel zu seinem fürstlichen Gastgeber: „Ich bin für die Pressefreiheit. Weder Sie noch ich würden sonst erfahren, wenn wir Dummheiten gemacht haben, wenn es uns nicht durch die Presse bekannt würde.“ Doch die Zensurverhält-

nisse werden in Preußen immer schlimmer. Ein reisender Engländer sagt darüber: „Die preussischen Zeitungen sind miserable Papiere. Das Beste in ihnen sind die Anzeigen von den Fremden, die ankommen und gehen, von Erfindungen und die Bekanntmachung der Speisewirte, Sattler usw. Ich begreife nicht, warum die Zeitungen nicht lediglich auf solche Anzeigen beschränkt werden.“ Um diesen Auswüchsen der Zensur entgegenzuarbeiten, bildete sich in Berlin ein „Verein zu Gunsten der Pressefreiheit“, dem die bedeutendsten Schriftsteller angehörten. Eine Eingabe an den König wurde gemacht mit dem Erfolg, daß von nun an ein staatliches Organ, „Die Allgemeine Preussische Staatszeitung“, herauskam, die den Zweck hatte, „die öffentliche Meinung in politischen Dingen richtig zu stellen und die Absichten der Staatsregierung aufzuklären.“ Also weiter nichts als ein Propagandablatt für die Regierung.

Nur das Weimar Goethes und Karl August war der einzige deutsche Staat, der gleichzeitig mit der ersten deutschen Verfassung 1816 die Pressefreiheit in ziemlich liberalen Sinne verkündete. Darum ist das Land auch der Sammelplatz des freibeitlichen, deutschnationalen Journalismus geworden. Aber auch hier dauerte die Freiheit nicht lange. Die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819, die für das ganze Bundesgebiet Gültigkeit hatten, räumten mit allem auf, was noch nach einer einigermaßen freibeitlichen Presse aussah. Die Hauptbestimmung dieser Beschlüsse lautete: Alle Zeitungen und Zeitschriften, selbst die wissenschaftlichen, werden unter strenger Zensur gestellt, und die Bundesstaaten verpflichteten sich, in der Presse keinen Angriff gegen irgend eine Regierung und Verfassung zu dulden und jede Schrift, die der Sicherheit und Würde eines Staates gefährlich wäre, zu unterdrücken. Damit war ein gesetzlicher Vorwand für alle Willkürlichkeiten und Haarspaltereien einer reaktionären Zensur gegeben. Zu diesen Beschlüssen gaben nun die einzelnen Bundesstaaten noch besondere Edikte heraus, die alle Einzelheiten des Zensurverfahrens regelten. Für die Überwachung des Gesetzes wurde in Preußen ein Oberzensurkollegium eingerichtet, das aus elf Geheimräten bestand. In diesem ersten Oberzensurkollegium saß auch der Geheimrat Körner, der Vater des Freiheitsdichters. Das Kollegium, das nur ehrenamtlich tagte, wurde anfangs recht stiefmütterlich behandelt. Man hatte nicht einmal Räumlichkeiten für die Sitzungen, später wurde dann ein Zimmer im Schloß zur Verfügung

gestellt. Auch bestand keinerlei Fonds für die Anschaffung der Presseerzeugnisse, so daß man sich die betreffende Druckwerke immer erst bei einem Buchhändler ausleihen mußte. Staatskanzler Hardenberg war denn auch mit der Tätigkeit der Herren Geheimräte durchaus nicht zufrieden, die alten Herren schienen ihm viel zu milde vorzugehen. Deshalb ließ er 1820 eine Instruktion für die Zensoren ausarbeiten. Das war eine ausführliche Abhandlung, die genau festsetzte, über welche politischen Angelegenheiten die Zeitungen berichten dürfen und worüber sie zu schweigen hätten: Die Instruktion bezog sich nicht etwa nur auf preussische oder deutsche Verhältnisse, nein, auch Spanien, Nordamerika, die entferntesten Staaten waren darin angeführt. Es wurde genau vorgeschrieben, wie der oder jener ausländische Monarch behandelt werden müsse, welches Maß von Lob man ihm spenden dürfte usw., kurz, es war das klassische Anstandsbuch für den Journalisten. Daß natürlich unter solchen Verhältnissen die Presse nur ein kümmerliches geistiges Leben führen konnte, bedarf keiner Erklärung. Noch schlimmer als in Preußen — und das will viel sagen — wurde allerdings im Metternichschen Österreich die Zensur gehandhabt. Hier herrschte uneingeschränkt der Zensurtyrann Graf von Sedlnitzky dreißig Jahre hindurch. Er hatte es außer auf die Zeitungen namentlich auch auf die Dichter abgesehen. Grillparzer hat er in grausamster Weise bekämpft. Aber auch die Wissenschaft schien ihm hinreichend verdächtig. So durften die Bände des Brockhauschen Konversationslexikons, die über Österreich handelten, nur in einigen wenigen Bibliotheken gehalten und auch dort nur an die höchsten, zuverlässigsten Staatsbeamten ausgeliehen werden. Untere Beamte, Bürger und Gewerbetreibende bekamen sie überhaupt nicht in die Hände. Sedlnitzky umgab sich mit einem großartig angelegten Spionagesystem, ward über jede Person von einiger Bedeutung durch ein Heer geheimer Polizei-Agenten stets auf dem laufenden gehalten, hatte sich besondere Chiffrenkabinette eingerichtet, wo Briefe und Postsendungen liberal verdächtiger Männer geöffnet und geprüft wurden.

So sah die Pressefreiheit vor 100 Jahren aus. Sie war nur noch ein Zerrbild jener Freiheit, die man dem Heldenvolk der Befreiungskriege versprochen hatte. Was blieb da schließlich dem Volk anderes übrig, als die Freiheit selbst zu schaffen, die man ihm vorenthielt. Es hat sich die Freiheit geschaffen im Sturm von 48.

Spiele- und Rätsel-Lösungen.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Verantwortlich R. Wedesweiller.

Lösungen.

Nr. 86. Lc5. Nr. 88. 1. Lc7, Kxg6. 2. De4. 1. Kg7; 2. Df3. 1. Kf5; 2. Se6. Nr. 89. 1. Ta5, Kxa5, 2. De6. 1. a6, 2. Dc8. 1. Kb7; 2. Th5+. Nr. 90. Ld8. Nr. 91. 1. Dh8.
Richtige Lösungen sandten ein zu allem die Herren: F. S., A. D., H. R., M. D.; J. J. zu 85 und 87; Herr L. S. und Frl. M.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 6.

Vom Unglück erst zieh ab die Schuld,
Was übrig ist, trag' in Geduld.

Richtige Lösungen des Rätsels in Nr. 6 sandten ein: Willy Bantz, Annelise Becker, Carola v. Geldern, Maud Greogards, Erika, Irma und Karl Herborn, Christian Lenz, Karl Müller, Lotte Neumann, Elly Ortel, J. Oswald, Marta Specht, Wolfgang Stephan, Friedrich-Karl Steib, Friedr. Steinhäuser, Claus Tecklenburg, Lotte Triesch, Walter Wirbelauer, Kurt Würz, sämtlich in Wiesbaden.

62

Inhalts-Verzeichnis.

Novellotten, Skizzen und Plaudereien.

Als er ein Mann war. Von Anna Mosegaard. Nr. 3.
Ans der Geschichte der Gastenpeisen. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 3.
Das Glasauge. Von Friedrich Kipp. Nr. 7.
Das Klavier. Von Johannes Boldt. Nr. 6.
Der Schundroman. Von Herrn Wagner. Nr. 2.
Die Pressefreiheit vor 100 Jahren. Von Josef Frank. Nr. 7.

Feierabend. Von Elisabeth Böhmer. Nr. 3.
Geld und Gold im türkischen Sprichwort. Von Otto Lotthammer. Nr. 7.
Kulturgeschichtliches über das Schlittschuhlaufen. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 2.
Mehr Licht. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 1.
Philosophie des Schachs. Von Wilh. Janf. Nr. 4.
Terabend. Von Richard Rieß. Nr. 1.
Vom andern Stern. Von Melanie von Liebermann. Nr. 4.

„Züge, die vorüberfahren . . .“ Von J. Freisrau v. Schilling. Nr. 5.

Gedichte.

Der Lieblingsjünger. Von Kurt Wolff. Nr. 5.
Die Hände. Von Kurt Wolff. Nr. 2.
Frühling. Von E. Jmand. Nr. 3.
Gespräch mit einer großen Stadt. Von Hans Götgen. Nr. 6.
Leichtsin. Von J. Wintermeyer. Nr. 1.
Weißt du es noch? Von Kurt Bod. Nr. 4.